

INSEL DER WITWEN

Der Victoriasee im Osten Afrikas ist der zweitgrösste Süßwassersee der Welt und versorgt über 30 Millionen Menschen an den Ufern der Anrainerstaaten Tansania, Kenia und Uganda.

Patrick Witte

Fast schüchtern wirkt Rosie Naigaga auf dem schmutzig-weißen Schmelz. Auf ihren Knieen wackelt eine dunkelblaue Plastikschale voller Reis. Geduldig sortiert sie die Körner, gebeugter Rücken, starrer Blick. Nur Körner sind für sie übrig geblieben – statt grosser Victoriabarsche wie zu den Zeiten, als ihr Mann noch lebte.

«Nein», sagt sie, einen Fischer erschossen habe die Armee schon länger nicht mehr. Das passierte vor allem zu Beginn des Fangverbots im Jahr 2017. Damals begannen die Patrouillenboote mit den PS-starken Heckmotoren und der grossen, schwarzen Aufschrift «Ambulance» vor ihrer Insel Lolwe auf dem Victoriasee, die Fischer zu kontrollieren. «Wie gross sind die Netze? Wie lang die Bootte? Fangen sie Victoriabarsche?» Wer vor den Kontrollen fliehen wollte, lief Gefahr, von den Kugeln der Armeegewehre erwischt zu werden. Oder sprang in Panik über Bord und ertrank.

Wen die Armee heute mit falschen Netzen oder zu vielen Barschen erwischt, sagt Naigaga, komme ins Gefängnis. Dort drohen Schläge mit Gewehrkolben oder Metallstangen, und die Männer stünden vor der Wahl, durch Bestechung schnell wieder freizukommen oder für einige Zeit zu verschwinden. Dennoch sterben die Fischer von Lolwe weiterhin. Lolwe galt früher als die Insel der Fischer. Heute ist sie die Insel der Witwen.

Arbeit für alle

Der Victoriasee im Osten Afrikas ist die Lebensquelle einer gesamten Region. Der zweitgrösste Süßwassersee der Welt, mit einer Fläche so gross wie Bayern, versorgt über 30 Millionen Menschen an den Ufern der Anrainerstaaten Tan-

sania, Kenia und Uganda. Der See schafft aber auch Arbeit in den Grossstädten Mwanza, Kisumu oder Entebbe, versorgt zahllose Dörfer und Felder an seinen Ufern mit Wasser und natürlich mit Fisch. Zumdest früher.

Uganda exportiert heute jährlich über 18000 Tonnen Victoriabarsch nach Europa. Der Verkauf seines Filets nach Deutschland oder Spanien und seiner Schwimmbblasen nach Asien ist zu einem grossen Geschäft geworden. Fischfabriken, meist mit chinesischen und indischen Eigentümern, feilschen um den Barsch. Die Bestände des Victoriabarschs sind deshalb bedrohlich geschrumpft, strenge Auflagen sollen die

Die Shadrob Junior School in Gorofa – die einzige Schule der Insel, die den Kindern eine warme Mahlzeit bietet.



Die Witwe Rosie Naigaga flickt Fischernetze, um über die Runden zu kommen.



Fotos: Sascha Montag

Jungfische und damit das Geschäft schützen. Früher füllten Barsch und Tilapia die Bäuche und Geldbeutel der Anwohner. Heute kontrolliert die Armee auf Lolwe sogar deren Teller.

Auch Naigaga gab der Victoriasee einst ein Leben. Aus den drei Schulräumen hinter ihr schallten die Stimmen der Kinder hinaus in die Hitze, offene Holzbauten, gehalten von rostigen Nägeln und klappigen Balken, an denen Fledermäuse schlafen. Naigagas jüngste Kinder lernen hier, die drei anderen hat sie zu ihrer Mutter auf das Festland geschickt, weil es auf Lolwe keine weiterführenden Schulen gibt. Alle könnte sie auch nicht mehr ernähren.

«Unser Leben war gut», sagt Naigaga. «Wir hatten alles, was wir brauchten.» Sie meint früher, vor dem Fangverbot. Als ihr Ehemann Richard jeden Tag, ausser sonntags, für einen der Grossbesitzer von Booten auf den See fuhr, seinen festen Anteil vom Fang ausgezahlt bekam und einige Victoriabarsche mit nach Hause brachte. Naigaga verkaufte sie anschliessend und kehrte mit Tomaten, Salat oder Kleidern zurück in ihr Dorf. Heute ist Naigaga 34 Jahre alt, Witwe, allein mit den beiden jüngsten. Fast täglich hilft sie nun bei der Zubereitung des SchulesSENS. Wenn sie die Köchin unter-



Zuhause bei Rosie Naigaga mit ihren zwei jüngsten Kindern.



In der Shadrob Junior School in Gorofa versammeln sich die Witwen und lassen sich registrieren.

tige Stürme, die Boote kentern lassen. Allein in Naigagas Dorf, so schätzt sie, seien von den eintausend Familien die Hälfte der Ehefrauen mittlerweile verwitwet. Ob in Gorofa, Kandege oder Kabalira – überall fehlen Ehemänner, Väter, Ernährer.

Keine Zukunft

Die Insel ist erst seit gut 30 Jahren aus ihrem Dämmerschlaf erwacht. Nachdem Tse-Tse-Fliegen Anfang des 19. Jahrhunderts mit der Schlafkrankheit fast alle Bewohner von Lolwe ausgerottet hatten, waren es vor allem ruandische Flüchtlinge, die Mitte der 1990er-Jahre auf der kleinen Insel sicheren Schutz fanden. Die Bevölkerung stieg wieder an, man baute Hütten aus Lehm oder Holz. Heute gibt es einen Fähranleger, drei Pensionen und das kleine Gesundheitszentrum von Daniel Ocan. Seit zehn Jahren arbeitet Ocan auf der Insel, mittlerweile als offizieller Inselarzt, und stellt die medizinische Grundversorgung von Lolwe sicher. Die Bewohner kommen zu ihm, die Schwangeren, die Kranken und die Leichen. 16800 Bewohner, 750 Kinder unter fünf Jahren, 3400 Frauen im gebärfähigen Alter, HIV-Rate knapp fünf Prozent, so sein Kommentar zur Demographie der Insel. «Das soziale Gefüge bricht immer mehr zusammen», sagt er. Armut, Gewalt, auch

Der getrocknete Silver Fish wird für wenig Geld säckeweise an einen Grosshändler verkauft.



Daniel Ocan im Gesundheitszentrum von Lolwe.

Foto: Daniel Ocan

AIDS und Teenager-Schwangerschaften nehmen wieder zu. Ocan weiß von immer mehr Männern, die als Fischer auf Lolwe ihre Familien nicht mehr ernähren können, und auch von Suiziden, weil sie die Raten der Geldverleiher nicht stemmen können. Ehefrauen suchen allein auf anderen Inseln ihr Glück. Kinder, gerade einmal zwölf, 13 Jahre alt, können wegen Geldmangel nicht mehr zur Schule gehen. «Die Töchter fangen an, in den Bars zu arbeiten – erst am Tresen, später meist in der Prostitution», sagt er. Fast niemand habe hier richtig schwimmen gelernt. In den Uferböschungen lauern Krokodile und Nilpferde, Schwimmwesten kann sich hier niemand leisten. Wer bei Wellengang in den See falle, sei meist verloren. Ocan erinnert sich noch genau, als die Zahl der ertrunkenen Fischer auf Lolwe anstieg: 2017.

Drei Monate Frist, sagt Ocan. Dann sei das Fischen im Victoriasee praktisch verboten gewesen, überwacht von Spezialeinheiten der Armee. «Auf anderen Inseln um Lolwe gibt es fruchtbare

Böden, Obst und Gemüse. Auf Lolwe kaum. Zu steinig, zu sandig – bei weitem nicht ausreichend Grund, damit genug Bewohner vom Anbau und Verkauf leben können. Lolwes Acker ist der See», sagt Ocan.

Doch das Fangverbot war notwendig für die Fische. Die Bestände von Tilapia, Sardinen und Barsch waren Anfang 2017 am Ende. Der zweitgrößte Süßwassersee der Welt war praktisch leergefischt. Die britischen Kolonialherren hatten den Nilbarsch in den 1960er-Jahren im See ausgesetzt, gerade einmal 35 waren es. Ohne natürliche Feinde vermehrte sich der Fisch nahezu unbegrenzt. Viele andere einheimische Fischarten starben aus, und das ökologische Gleichgewicht des Sees geriet ins Wanken. Eine Geschichte, die der Dokumentarfilm «Darwins Alpträum» weltweit bekannt machte.

Bedrohter Victoriabarsch

Barsch so gross wie Delfine landeten in den Netzen, der Fisch war Massenware und Essen für die Armen. Bis die Europäer den Barsch wieder für sich entdeckten. Das brachte Fischern und Fabriken am Victoriasee gutes Geld. Es galt: Volle Kraft voraus. Die engmaschigen Netze holten immer mehr Barsche aus dem Wasser, meist bevor diese laichen konnten. Und der Victoriabarsch drohte auszusterben. Ein wirtschaftliches Desaster für die ganze Region drohte. Rund um den See schlossen die Hälften der 36 Fischfabriken ihre Tore, tausende Arbeiter wurden entlassen. Die Regierungen der Anrainstaaten suchten nach Lösungen. Und Uganda fand 2017 seine.

Nachdem Vorschriften für Mindestfanggrößen vor allem an Korruption und Geldgier gescheitert waren, entschied die Regierung sich für drastische Gesetze, Vorschriften und vor allem strenge Kontrollen durch die Armee. Was für Generationen von Fischern frei und offen gewesen war, bekam plötzlich Grenzen und Strafen. Bootgrößen und Netzmärschen wurden vorgeschrieben, Steuermarken und Nummerschilder waren Pflicht, Quittungen für das Fanggerät mussten vorgezeigt werden, dazu Fanglizenzen. Um die Vorschriften zu erfüllen, brauchte es vor allem Geld. Wer Glück hatte, konnte wie Naigaga ehe-



Illegal gefangen und auf der Insel sehr begehrt: Victoriabarsche.

mann bei Bootseignern anheuern. Doch die meisten Fischer von Lolwe sind auf sich gestellt. Sie fahren auf eigene Rechnung hinaus, weit auf den See in ihren kleinen Booten. Illegal.

Für Naigaga sind nur noch die Netze der Fischer interessant, die sie flickt. Einen Victoriabarsch kann sie sich nicht mehr leisten, obwohl die Tiere vor ihrer Haustür leben. Maisbrot muss reichen. Naigaga hofft, dass ihre Kinder Maurer oder Mechaniker werden – wenn sie überhaupt auf der Insel bleiben, Hauptzache keine Fischer. Der Victoriasee ist für Naigaga vor allem eins: ein Grab. ■